Vorzeit

Der starke Helmes

In alten Zeiten kamen den Rhein herab Heidenheere in eisernen Wämsern und mit scharfen Schwertern, die nahmen alles Land zwischen Sieg und Ruhr bis weit in die Berge und machten die Einwohner zu Knechten, daß sie ihnen alle Arbeit tun mußten in Wald und Feld und auf der Tenne. Da mußten die armen Menschen große Not leiden, denn sie hatten keine Waffen, bis dann der starke Helmes die argen Heiden aus dem Lande jagte.

Der hatte viele Jahre in seiner Mutter Herdasche gelegen und harte Brotkrusten gegessen, davon war er groß geworden wie ein Ries, breit in den Schultern und so stark, als ihr noch hören werdet. Aber das wußte er selber nicht, und auch die Heiden wußten's nicht, als ihre Büttel eines Tages den Helmes fanden und ihn mitnahmen, damit er ihnen auf der großen Tenne dreschen helfe; denn es war Erntezeit, und sie hatten das Korn aus dem ganzen Land zusammen fahren lassen. Der Helmes ließ sich auch willig mitnehmen; aber als es Zeit zur Arbeit war, legte er sich ins Stroh und schnarchte, bis einer von den Heiden kam, der stieß ihn mit dem Fuß und rief: „Steh auf, Faulpelz, und hilf dreschen!" Da rieb er sich durch die Augen und sprach: „Es hat noch Zeit, daß ich vor dem Abend fertig werde. Aber wenn ihr mir so viel Stroh geben wollt, als ich zum Schlafen brauche, und so viel Fleisch dazu, als ich essen mag, will ich gleich anfangen." Das versprachen sie ihm.

Helmes stand auf und ging in den Wald, da riß er einen mannstarken Eichenstumpf aus, dazu die höchste Tanne, daran band er den Stumpf mit einem Wagenseil. Mit dem Flegel fing er an zu dreschen, aber vorher hatte er das Dach von der Scheune gehoben, damit er auch tüchtig ausholen könne. Da stoben Halme und Körner, als fege ein Sturmwind über die Tenne, und in kurzer Weil war alles gedroschen, was die Heiden zusammen gebracht hatten. Darauf stülpte er das Dach um, schöpfte Korn und Spreu hinein, schüttelte es, wie der Bauer einen Wann schwingt, und blies darüber, daß die Spreuer wie eine Hagelschauer übers Land stoben und die blanken Körner darin blieben. Mit denen füllte er alle Säcke und trug sie auf den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kornboden. Dann fragte er die Heiden: „Darf ich jetzt nehmen, was ich verdient habe?" Sie waren froh, daß sie einen so wackern Dreſcher gefunden hatten, und ſagten nicht nein. Alſo lud er Stroh auf einen Wagen, der da ſtand, ſo viel als er faſſen mochte, und als die zween Ochſen, die davor ſtanden, die Laſt nicht gleich von der Stelle brachten, ſtieß er ſie mit den Köpfen zuſammen, daß ſie das Genick brachen, warf ſie oben auf den Wagen und ſagte: „Nun hab' ich Fleiſch, fehlt noch das Brot!" Damit griff er in die Stränge und zog den Wagen fort, als wär's nur ein Spielzeug, ging alſo ſeiner Wege. Und die Heiden ſchickten ihm ein paar Malter Mehl dazu, daß er auch Brot backen könne.

Alſo hielt Helmes gute Mahlzeit, und eh er ſich ins Stroh legte, dachte er, für ſolche Koſt wolle er den Heiden noch manchen Tag dreſchen. Die waren aber in großen Sorgen, wie ſie des ungeſtümen Dieners ledig würden; denn wenn es ihm einfallen ſollte, ſie zu ſchütteln, wie er den Ochſen getan hatte, dann wären ſie des Lebens nicht ſicher. Und als er am andern Tag kam und nach ſeiner Arbeit fragte, hatten ſie ſchon eins ausgedacht, ihn aus der Welt zu ſchaffen, und führten ihn an ihren Brunnen, den ſollte er ausfegen, ſo wollten ſie ihm zum Abend noch ein beſſer Nachteſſen geben. Da war Helmes fröhlich und ſtieg mit Schaufel und Haken in den Brunnen, der war wohl fünfzig Klafter tief. Als er unten war, wälzten die Heiden ſchwere Felsbrocken an den Brunnenrand und ſtürzten die hinab und dachten, ſie würden den wilden Burſchen erſchlagen. Der ließ ſich aber nicht ſtören, ſang und pfiff bei der Arbeit, und als der Steine gar zu viel herabpolterten, rief er ihnen zu: „Scheucht doch die Hühner fort, ſie ſcharren mir den Sand in die Augen." Da ſahen die Heiden, daß ſie ſtärkere Mittel brauchen müßten, und wälzten einen großen Mühlſtein an den Brunnen, den ſtürzten ſie mit Hebebäumen hinab. Und da ſie meinten, der Helmes liege zerquetſcht unter dem Stein, da lachte der laut und rief hinauf: „Dank, liebe Herren, für den ſchönen Kragen!" Denn der Mühlſtein war ihm gerade um den Hals gefallen und lag wie ein ſteifer Kragen recht auf ſeinen Schultern. Da kamen die Heiden erſt recht in Angſt und wollten's doch nicht aufgeben. Sie hatten eine ungeheuer große Glocke, die ſchleppten ſie mit Ochſen und Pferden an den Brunnen und ſtürzten die auch hinab und dachten: Nun wird er wohl genug haben! Aber der Helmes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war ein Glückskind: die Glocke fiel mit dem Rand just auf seinen harten Kopf, darauf blieb sie sitzen wie eine Mütze. Als die Heiden das sahen, verloren sie den Mut und wollten Reißaus nehmen. Indem stieg der Helmes aus dem Brunnen, und als er sie laufen sah, rief er ihnen freundlich nach: „Nun lauft doch nicht davon! Ich will euch noch danken für den schönen Sonntagsstaat, den ihr mir geschenkt habt." Da mußten sie wohl stehenbleiben und wären doch lieber über alle Berge oder des unheimlichen Knechtes ledig gewesen. Der dachte aber gar nicht daran, ihnen ein Leid zu tun, sondern fragte nur nach seinem Essen.

Da sagten die Heiden, sie hätten nichts mehr gemahlen, und er müsse selber mit dem Korn zur Mühle. Das war dem Helmes auch recht, und nahm gleich so viel Säcke Korn auf die Schultern, als zwanzig Esel tragen mögen, damit trottete er zur Mühle. Die lag ganz still und verlassen, seitdem der Teufel dem letzten Müller den Hals umgedreht hatte; und als Helmes Tür und Laden aufstieß, stoben aus allen Ecken die Fledermäuse und Eulen. Er störte sich aber nicht daran, stellte den Mahlgang ein und schüttete Korn in den Trichter. Sie fing auch gleich an zu ächzen und zu klappern, und als Helmes den leeren Sack anhängte, fuhr unter dem Mahlkasten ein grausiges Ungetüm mit langen Krallen und mit einer Teufelsfratze auf ihn los. Er faßte es gleich unter dem Kinn, drückte ihm die garstigen Pfoten zusammen und preßte es mit den Achterbacken auf den Mühlstein, da hielt er es so lange, bis Haut und Fleisch abgeschliffen und die hellen Funken aus den Knochen stoben. Und als das Ungeheuer die Augen verdrehte, als ob es gleich verenden müsse, kam dem Burschen das Mitleid an, daß er den armen Teufel losließ. Der drehte sich auf dem heilen Ständer wie ein Kreisel, heulte wie ein Wolf und fuhr zur Luke hinaus. Indes mahlte Helmes sein Korn, huckte die Säcke auf und kam wieder zu den Heiden. Die teilten das Mehl mit ihm und gaben ihm noch zween Ochsen als Zukost; damit war er für heut zufrieden.

Am andern Tag hatten sie Rat gehalten und sagten zu ihm: „Du kannst uns noch länger dienen, aber heute mußt du erst zum Teufel in die Hölle und einen Sack Geld für uns holen, damit wir Korn kaufen können." „Das tu ich gern", sagte der Bursche, „zeigt mir nur den rechten Weg." Da führten sie ihn an den Heidenkeller bei Vollberg und sagten, er solle da hinab-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

steigen und sehen, daß er unten weiter komme. Da unten fand der Helmes sauere Arbeit. Stundenweit mußte er durch dunkele Gänge schliefen, stolperte über Steine und Spalten, stieß sich an Ecken und Kanten und kam endlich an ein eisernes Tor. Da pochte er nicht lange, sondern trat gleich mit dem Fuß dagegen, daß es mit Krachen einstürzte. Aus dem Loch fuhr ihm ein Stank und Schwaden entgegen wie aus hundert Schmiedeessen, doch das hielt ihn nicht auf. Er bückte sich und tastete die Treppen hinunter, da kam er in einen weiten Raum, um den brannten Hunderte von großen Feuern, und an jedem hantierte ein Schwarzer mit Zange und Schüreisen. Einer kam ihm gleich entgegen, der sollte sehen, wer so ungefüge ans Höllentor gepocht hatte. Als der den Helmes sah, schrie er vor Schreck, daß es durch die ganze Hölle gellte, und fuhr wie der Blitz auf einem Bein weit zurück; denn es war gerade der Teufel, dem Helmes den Achterbacken auf dem Mühlstein poliert hatte. Nun kam der Hauptteufel in Person daher und fragte den Burschen, was er in der Hölle suche. „Du sollst mir meinen Sack mit Geld füllen, daß die Heiden Korn kaufen können; sonst nichts", sagte der Helmes.

Der wackere Bursch gefiel dem Teufel wohl, und da sagte er: „Das Geld sollst du haben; aber erst mußt du mit mir spielen, und wenn ich gewinne, bleibst du Knecht in der Hölle." „Laß uns gleich anfangen", sagte der Helmes, und da schleppten sechs Teufel ein gewaltiges Horn heran, das war unten so weit wie eine Bierkufe. Der Hauptteufel blies mit vollen Backen hinein, da gab's einen Ton, daß die Hölle zitterte, alle Feuer aufflackerten und die sechs ersten erloschen. Dann mußte der Helmes blasen, aber das Horn gab keinen Ton, es platzte mit einem gewaltigen Krach, die Stücke stoben daher, daß die armen Teufel sich die Köpfe hielten und alle Feuer erloschen, so weit man sehen konnte. Sogar dem Hauptteufel war ein Trumm an den Kopf geflogen, daß ihm die Hörner schief standen und das Blut aus der Nase troff. Aber so leicht sollte der Helmes nicht gewonnen haben; denn der Hauptteufel war jetzt so grimmig, daß er Feuer schnob; er sprang auf, griff einen riesigen Felsbrocken, den warf er gegen die Decke, daß das Gewölbe bebte und dröhnte; der Helmes nahm den Stein wieder auf und wog ihn mit der Hand. Dann legte er ihn wieder hin und schritt dem Ausgang zu. „Halt!" rief der Hauptteufel, „wo willst du hin?" „Ich will etliche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eichbäume holen und die Decke stützen, damit sie nicht herabkommt, wenn ich werfe", sagte der Bursch. Da ward dem Teufel angst vor dem starken Helmes, und er sagte: „Laß nur jetzt das Werfen, ich will dir deinen Sack schon füllen lassen." Das geschah auch, und Helmes schwang ihn ins Genick, stapfte die Höllentreppe hinauf und kam durch die Berge wieder zu seinen Herren. Die freuten sich des Schatzes, aber die Angst vor dem ungestümen Knecht ließ ihnen keine Ruhe.

Des andern Tages hatten sie doch wieder Arbeit für ihn. Er sollte einen großen Wald fällen und machte sich gleich ans Werk. Das längste Wagenseil schlang er um so viel Bäume, als es fassen mochte, und dann riß er sie zusammen, daß die Wurzeln in die Höhe standen. Als es Mittag wurde, hatte er einen weiten Fleck ausgelichtet, und die Bäume lagen wie ein hoher Wall rundum. Da dachte er, jetzt könne er wohl ein Ruhestündlein halten, rückte seinen Mühlsteinkragen und seine Glockenkappe zurecht, streckte sich zum Schlafen aus und schnarchte bald, daß die Äste sich bogen. Das hörten die Heiden und kamen herzu, und als sie den Helmes so da liegen sahen, steckten sie rundum die dürren Bäume mit Feuer an und dachten, nun müsse er darin verbrennen. Da prasselten die Flammen und knatterten die Äste, und die Heiden fingen vor Freude an zu jubeln und um das Feuer zu tanzen.

Mit einmal fing's im Feuer an zu pusten und zu husten, und der Helmes rief: „Wovon ist denn meine Kappe so heiß?" Und sogleich sprang er mit brennenden Haaren und Kleidern durch das Feuer, mitten unter die Heiden. Und als er sah, wie sie's gemeint hatten, riß er die größte Eiche aus dem Flammenstoß und hieb mit der brennenden Keule alle tot, die nicht rasch genug fliehen konnten. So trieb er sie aus dem Lande bis in den Rhein, darin sind die meisten ertrunken, und nur wenige haben sich hinüber gerettet. Aber in das Land des starken Helmes wollten sie nicht mehr kommen.

Die Kakushöhle

Bei dem Dorf Eiserfey liegen im Tal des Feybachs riesige Steintrümmer, die sollen von dem Kampf zweier Riesen herrühren, der in grauer Vorzeit hier stattgefunden habe. Und die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Höhlen in dem steilen Talgewände heißen beim Volk die Kakushöhlen, nach dem einen der Riesen, der darin seine Behausung hatte. Dieser Riese Kakus war ein arger Unhold und eine rechte Plage für das ganze Land und die armen Menschen, die da wohnten. Er trieb das Vieh von den Weiden, den Ochsen brach er das Genick, zerriß sie und verschlang das blutige Fleisch; und wer ihm in die Hände fiel, kam selten mit dem Leben und niemals mit gesunden Gliedern davon. Es wird erzählt, daß er mächtige Fichten oder Eichen niederbog und die armen Menschen mit den Beinen an die Wipfel band, die er dann aufschnellen ließ, so daß sie grausam zerrissen wurden.

Das ging so lange, bis eines Tages ein anderer Riese in das Tal kam, der hieß Herkules und kam aus Gallien. Die beiden Unholde begegneten sich im Feybachtal, wo Kakus vor seiner Höhle in der Sonne lag. Da erhob sich zwischen ihnen ein gräßlicher Kampf. Sie rissen ungeheuere Felsblöcke aus den Berglehnen und warfen sie einander an die harten Köpfe, daß ihr Blut in Strömen das Tal hinabfloß und die Felsen überall herumflogen. Und als sie des müde waren, liefen sie gegeneinander und fingen an zu ringen und würgten sich lange Zeit, bis endlich Kakus mit gebrochenem Rückgrat niederstürzte und Herkules ihm mit einem Felsblock den Schädel zerschmetterte. Aber auch der Sieger war schwer verwundet. Zwar setzte er seine Wanderung fort und kam noch bis in die Gegend von Münstereifel, da konnte er nicht mehr weiter, hockte sich auf einen mächtigen Stein und starb darauf. Der heißt heute noch der Herkelstein und liegt an der Landstraße bei dem Dorf Holzheim.

Der letzte Riese im Taunus

Auf einem Berg im Taunus, der heute die düstern Mauerstümpfe der Burg Eppstein trägt, hauste in uralter Zeit ein Riese, der letzte Sproß seines Geschlechts, das lange über die Menschen der Gegend geherrscht hatte. Und eine Sage geht im Lande, die erzählt, wie der letzte Riesensproß überwunden und erschlagen wurde.

Es war um den Mittag eines heißen Tages, als ein starker Mann im Jägerwams, den Saufpieß in der Faust, das Tal hinauf jenem Berge zuschritt und im Schatten der Felswand die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

müden Glieder ins Gras streckte. Da glaubte er durch das Rauschen von Wind und Wasser Laute einer Menschenstimme zu hören, und als er horchte, war es ein Lied voll Trauer und Klage. Obgleich er die Worte nicht verstand, brachte der Gedanke, daß hier in der Wildnis ein Mensch in Not sei, ihn rasch auf die Beine. Der Stimme nach kam er an den Berg, und als er durch das Gestrüpp brach, fand er sich vor dem Eingang einer Höhle. Da saß im Dämmerlicht von Busch und Fels ein halbnacktes Weib, hellbraunes Haar hing ihr über Brust und Schultern, und Tränen flossen über ihre Wangen. Als sie den Mann vor sich erblickte, stockte ihr das Lied im Munde, doch hob sie, weil sie den Menschen in ihm erkannt hatte, gegen ihn die Arme und sprach mit zitternder Stimme: „Du bist ein Mensch, so hilf mir aus der Not."

Der Mann trat näher, beugte sich in die Höhle und fragte: „Wer bist du, und wie kommst du an diesen Ort?" Sie antwortete: „Den dritten Sommer liege ich hier in der Macht des Riesen, der in dieser Höhle wohnt. In einer Sturmnacht brach er in unsern Hof, erwürgte Vater und Brüder und brachte mich her. Seitdem quält er mich täglich mit seiner Liebe, doch ich widerstand ihm bis jetzt; denn sooft er an mir Gewalt brauchen wollte, segnete ich mich mit dem heiligen Zeichen, dann taumelte er zurück, als ob seine Arme lahm würden. Zur Stunde liegt er oben auf dem Berg in solchem Schlaf, daß ihn keine Macht aufwecken kann; denn es fiel ein Fluch auf ihn von seiner Mutter her." — „Ich will hinaufsteigen, ihm den Spieß durchs Herz stoßen und dich mit mir in mein Haus nehmen", sprach der Mann." — „Das kannst du nicht", antwortete sie, „denn ihm schadet kein Eisen." — „So will ich ihn von der Höhe hinabstürzen und zerschmettern." — „Auch das ist unmöglich, weil tausend Hände ihn nicht zu bewegen vermögen, wenn er auf der Erde liegt." — „So laß uns fliehen, derweil er schläft!" — „Ich kann dir nicht folgen", erwiderte sie, „denn sooft er von mir geht, schließt er mich mit einer Kette ans Gestein, und den Schlüssel läßt er auch im Schlafe nicht aus der Hand."

„So kann ich dir also nicht helfen?" sprach der Mann, „und möchte doch mein Leben daran setzen." Sie hob das Angesicht zu ihm und sprach: „Ich weiß ein Mittel, das uns helfen kann. In der Halle unseres Hofes im Bremtal hängt ein eisern Netz,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das mein Vater den Zwergen abgewann, und wer einmal darein kommt und die Schlinge wird über ihm zugezogen, der wird nimmer daraus frei, denn es ist unzerreißbar. Geh und such, ob du es findest; und wenn ich dir wert bin, dein Leben für mich zu wagen, so will ich dir eigen sein für immer. Morgen vor dem Mittag ist die rechte Stunde."

Der Mann schied von ihr, suchte den Hof im Bremtal und fand das eiserne Netz. Schon lange vor der Zeit lag er damit im Gebüsch unweit der Höhle und harrte, bis die Jungfrau aus der Wand nach ihm rief und sagte: „Die Stunde ist günstig; er sitzt hinter dem Berg im Rohr und schneidet Pfeifen. Komm durch die Höhle auf den Berg, wenn die Sonne gen Westen sich zu neigen anfängt." Er gab ihr das Netz, und sie trug es hinauf und breitete es aus an der Stelle, wo der Riese zu ruhen pflegte, bedeckte es ganz mit Moos und Laub zu einem weichen Lager, saß dabei nieder und erhob die Arme, um ihr Haar zu flechten. Bald schnaufte der Riese den Berg herauf, sie grüßte ihn lächelnd und sprach: „Leg dich auf das Lager, das ich bereitet habe. Ich will dich in Schlaf singen." In seiner Freude über den ungewohnten Empfang vergaß er, sie wie sonst während seines Schlafes in der Höhle anzuketten. Er streckte sich zu ihren Füßen hin und war bald entschlummert. Da stand sie auf, ergriff den Rand des Netzes, zog es über ihm zusammen und knüpfte die Schlinge zu.

Unterdes hatte der Mann durch die Höhle und ein wüstes Gewirr von Strauchwerk und Getrümmer sich auf den Berg gearbeitet. Da trat die Jungfrau ihm entgegen, streckte die Hände nach ihm und sprach: „Der Unholde mag nun nicht mehr schaden, und ich bin dir eigen geworden. Führ mich in dein Haus." Da legte der Mann den Arm um sie, und als er sie an seinem Herzen zittern fühlte — ob vor überstandener Angst oder aus Glück des Geborgenseins —, sagte er: „Du bist jetzt frei und sollst mein Gemahl werden, die Herrin meines Hauses und all meiner Leute und meines Guts. Doch bevor wir heimgehen, laß mich den Unholden so strafen, daß er nimmer freikomme und Schaden stifte."

Sie saßen Hand in Hand und warteten, bis die Stunde seines Schlafes vorüberging. Da wachte er auf mit lautem Gähnen, und als er die Arme heben und sich aufrichten wollte, hemmte ihn das Netz. Da brüllte er, daß die Vögel aus den Büschen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

flatterten, und begann, sich von der Stelle zu wälzen; zu seinem Verderb, denn so kam er dem Rand des steilen Abhangs nahe. Als er vor sich die Tiefe erblickte, warf er sich heftig zurück; aber der Mensch war hinter ihm und stieß ihn in den Rücken, daß er über die Kante in die Tiefe stürzte. Sein Brüllen hallte von Berg zu Berg, er schlug von Fels zu Fels, bis das Netz an einer Steinzacke hangen blieb und seinen Fall hemmte. Da hing er also in der Schwebe, sein Blut troff ins Tal, und noch lange gellte sein Todesschrei hinauf, bis er endlich verröchelte.

Berta und Eppo, so hießen die beiden Menschen, stiegen miteinander den Berg hinab und folgten dem Tal bis in die Ebene, wo hinter Wall und Graben seine Höfe lagen und die Wachthunde mit frohem Geläut den Herrn begrüßten. Sie folgte dem Manne ins Haus; doch bevor er sie im Ring der Seinen zum Weibe nahm, hatten seine Leute begonnen, auf der Höhe des Berges über der Höhle ein festes Haus zu bauen, und als es bereit und wohnlich stand, zog Eppo mit Hausfrau und Gesind in die neue Burg, die er Eppstein genannt hatte. Eppo und Berta gewannen Kinder, und ein starkes Geschlecht von Mannen und Frauen ging aus von dem Berg.

Der Leib des Riesen hing noch lange an der Zacke, Raben und Dohlen hielten Mahl an seinem Fleisch, bis das dürre Gebein auseinanderbrach und in die Tiefe stürzte. Da hoben sie die starken Schenkel und Schultern auf, trugen sie mit Mühe auf den Berg und hängten sie in Ketten unter das Torgewölb, wo sie noch nach vielen Geschlechtern zu sehen waren.

Die Jungfrau auf dem Drachenfels

Zur Zeit, als auf dem Siebengebirg noch Heiden wohnten, hatten ihre Krieger einmal eine adelige Jungfrau gefangen, die war so schön und holdselig, daß ihre Häuptlinge schon auf dem Heimweg darum stritten, wer sie als Magd in sein Haus führen sollte. Und da sie auf der Dingstätte weiter zankten, brachten die Ältesten des Volkes vor, daß man das Mädchen dem Drachen opfern solle, der am Rhein in einer Höhle hauste und von den Heiden göttliche Verehrung und Opfer empfing. Denn sie fürchteten, aus dem Streit der Häuptlinge könne Zwietracht unter dem ganzen Volk entstehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Also ward das Opfer beschlossen, und sie kleideten die Jungfrau in ein weißes Gewand, bekränzten sie mit gelben Irisblüten und blassen Teichrosen und führten sie in der Frühe des Tages auf einen Felsen, der über dem Rhein gerade vor der Drachenhöhle lag. Da wurde sie an einen Stamm gebunden, und das ganze Volk stand in der Ferne, um zu sehen, wie der Drache sein Opfer holen werde. Das Mägdlein klagte nicht, noch bat sie um ihr Leben, denn sie war eine Christin und hatte sich der Gnade Gottes ergeben.

Als die Sonne aufgegangen war und ihre Strahlen in die dunkele Höhle warf, erwachte das Untier, es kam aus seiner Kluft und kroch den Pfad hinan zu dem Opferpfahl, wo es gewöhnlich seinen Fraß fand. Sein plumper Leib schlurfte auf dem feuchten Felsen, die Zunge schlenkerte aus dem greulichen Rachen, und die kleinen Augen funkelten nach dem Raube. Und als es der Jungfrau nahe gekommen war, griff diese in ihr Gewand und tat mit der Hand ein seltsames Zeichen gegen das Ungeheuer. Das hob sich steil empor, bis es in seiner riesigen Größe fast auf dem Schwanze stand, reckte seine Tatzen wie in Todesangst breit aus und ließ ein grausiges Pfeifen und Fauchen fahren, das schauerlich durch die Berge klang. Dann neigte es sich zur Seite und stürzte, der eigenen Schwere nach, von der Kante des Felsens hinab und zerschellte von Stein zu Stein, bis es unten in der Flut versank.

Staunen und Schrecken hatte die Menge der Zeugen ergriffen, doch endlich nahten sie auf den Knien und mit erhobenen Händen der Jungfrau und lösten ihre Fesseln. Mit Ehrfurcht sahen sie das Zeichen in ihrer Hand, das den Drachen zerschmettert hatte; es war ein kleines beinernes Kreuz. Und auf ihr Fragen erzählte ihnen die Christin von dem mächtigen Himmelsgott, der seinen Sohn auf die Erde sandte, daß er an einem Kreuz für die Menschen sterbe und allen, die an ihn glauben, Macht gab über Teufel und Drachen. Da freuten sich die Heiden und wollten auch Christen werden und sandten die Jungfrau mit reichen Gaben und den Kindern ihrer Edelsten als Geiseln zu den Ihrigen, daß sie ihnen von dort Priester sende, von denen sie Taufe und Kreuz empfangen möchten.

Das geschah nach ihrem Willen, und als das Land christlich geworden war, bauten sie an der Stelle, wo der Opferpfahl des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ungeheuers gestanden hatte, ein Kirchlein in der Ehre Gottes und des heiligen Kreuzes. Der Berg aber, an dem dieses Wunder geschah, heißt der Drachenfels bis auf diesen Tag.

Der Lüderich fällt ein

Der Lüderich ist ein Berg zwischen Sülz und Agger und soll früher noch mal so hoch gewesen und dann eingestürzt sein. Davon erzählt man die folgende Sage:

Als die Menschen in den Tälern schon Christen waren, wohnten oben um den Lüderich noch Heiden, die waren wild und hochmütig. Oftmals kamen sie in Scharen herab, fielen über die Christen her, verbrannten ihre Felder und Häuser und erschlugen alle, die sich wehrten. Da fingen die Christen an und bauten feste Häuser mit Wällen und Türmen, damit sie ihres Lebens und ihrer Habe sicher wären. Warum die Heiden aber so übermütig waren, das hatte seinen Grund in ihrem falschen Glauben; denn sie waren so zauberkundig, daß Riesen und Zwerge, die in dem Berg wohnten, ihnen dienen mußten. Von denen empfingen sie Gold, Silber und edle Steine, die sie aus dem Berg gewannen. Denn der Berg war von Schächten und Stollen durchzogen, und die Unterirdischen hatten ihn so lang durchgraben, daß er ganz hohl geworden war und sie ihre Wohnungen und Schatzkammern in den Höhlen hatten.

Wenn die Heiden ein Fest hielten, versäumten sie es nicht, die Christen und ihren Gottesdienst zu verspotten. Sie hatten eine Kegelbahn gebaut, und darauf stellten sie statt der Kegel Weizenbrote auf, weil sie gesehen hatten, daß die Christen bei der Messe weißes Brot gebrauchten. Da die Christen das hörten, kamen sie in großen Zorn und wollten den Heiden auch einen Spott antun. Und weil sie wußten, daß sie ihren Götzen Pferde opferten, ließen sie von einem Berg dem Lüderich gegenüber einen Roßschädel hinabrollen und riefen: „Lauf, lauf, Heide, deinem Gott nach!" Da nahmen die Heiden die Weizenbrote aus der Kegelbahn, warfen sie vom Lüderich hinab und riefen: „Herrgott, lauf und fall dich tot!" Dann wälzten sie Steine hinter den Broten her und riefen: „Teufel, lauf dem Herrgott nach!" Und dieses Spiel gefiel ihnen so wohl, daß sie es manchen Tag trieben.

Da ließ sich eines Tages auf dem Lüderich ein prächtiger Hirsch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sehen, der war ganz weiß und trug ein wunderbares Gehörn, das leuchtete, als ob es von purem Golde wäre. Und als die Heiden seiner gewahr wurden, strömten sie zusammen und wollten ihn fangen. Da schloff er vor ihren Augen durch einen offenen Stollen in den Berg; und nun meinten die Heiden, daß sie seiner sicher wären, und liefen hinter ihm drein alle in den Berg. Auf der Höhe des Berges hütete eben ein frommer Hirt seine Herde. Vor dem flog ein Vöglein auf, das sang:

„Kuhhirtchen, treib heim!
Der Lüderich fällt ein."

Da erschrak der Hirt und trieb seine Herde zusammen und ins Tal. Kaum war er unten, da hob sich der Sturm, als heulten um den Lüderich tausend Ungeheuer, aus dem Berge brachen Flammen, wie Blitze aus einer Wetterwolke, dazu donnerte es aus der Tiefe, und der Lüderich stürzte in sich zusammen wie ein morsches Haus. Aber aus der Seite des Berges brach ein roter Strom und floß in die Sülz hinab; das war das Blut der Heiden, die der Berg in sich begraben und zerquetscht hatte. Unter den Frauen und Kindern der Heiden, die nicht mit in den Berg gegangen waren, erhob sich großes Jammern und Klagen. Als es auf dem Lüderich still geworden war, stiegen sie hinauf und suchten unter den Trümmern nach den Toten und weinten so viel Tränen, daß sie als ein Bach ins Tal flossen. (Die zwei Bäche sind heute noch am Lüderich zu sehen und heißen der Rotbach und die Tränenquelle.)

Der buckelige Musikant

Im Siebengebirge geschah es zu einer Zeit, daß ein buckeliger Musikant, der an einem langen, heißen Sommerabend den Burschen und Mädeln zum Tanze aufgegeigt hatte, den Sack mit seiner Geige über den Rücken hängte und, müde und schlaftrunken, einen Waldweg hinab nach Hause trollte, dem Rheine zu.

Der Mond stand über den Bäumen und warf schwankende Schatten auf den Pfad; vom Rhein herauf stieg Abendnebel, hing, weiß verschlagen, unter den Wipfeln und wogte zwischen den Stämmen gleich tanzenden Gestalten. Nun mußte der Geiger eine breite Wiese überschreiten, und als er an den Waldrand kam, fand er den Pfad nicht wieder ins Gebüsch. Da rieb er sich die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Augen aus, und wie er um sich blickte, sah er sich umringt von einer Schar kleiner Wesen, Elfen, die im Tanze wippten wie Blumen auf ihren Stengeln. Sie drängten zu ihm, griffen ihn bei Rock und Händen und führten ihn zu einem Baumstumpf mitten auf dem Plan. Da zogen sie ihm die Fiedel aus dem Sack und drückten sie ihm unters Kinn und baten: „Spiel uns zum Tanz!" Er mochte wollen oder nicht, er mußte geigen; und als er erst verdrossen über die Saiten strich, als suche er die rechte Weise, die zu solch luftigem Völkchen passen möchte, hoben rundum die Elfen so zu tanzen an, daß ihm der Bogen bald viel leichter hüpfte und die Töne heller klangen als zu dem schweren Tritt und Trott der Bauernburschen. Das Herz sprang ihm vor Freude mit, als er den Reigen im Mondenschein unterm Wehen ihrer Silberschleier sah auf- und niederschweben.

Wer weiß, wie lange er da fiedelte! Er hätte wohl vor Hahnenkraht die Geige kaum vom Kinn gesetzt, wenn nicht mit einem Mal die Tanzenden innegehalten und ihren Kreis geöffnet hätten. Daraus trat mit strahlendem Krönlein eine zierliche Elfe vor den Spielmann und dankte ihm sein Spiel mit freundlichem Hauptesneigen, wobei der Stab in ihrer Hand ihn leicht berührte.

Das gab dem Spielmann einen solchen Schlag ins Herz, der ihm durch alle Glieder zuckte. Er sah die Wiese klar und frei im Mondenschein und an dem Waldrand schon den Pfad unter den Bäumen blinken, schob rasch die Geige in den Sack und eilte leichten Fußes, wenn auch fröstelnd in seinem Sommerjöppchen, das Tal hinab.

Da klopfte er an seiner Hüttentür als schon das Morgenrot rheinüber auf die Berge schien. Sein Weib, das ihm die Türe öffnete, tat gleich die Arme auf mit einem hellen Freudenschrei; denn der Buckel, der ihrem Mann so häßlich unter dem Nacken gesessen, war ganz verschwunden.

Das dankbare Zwerglein

Bei Kohlfurt an der Wupper geschah es einem Schmied, als er schon spät im Abend aus der Stadt kam und längs des Wassers zu seinem Hammer ging, daß er von jenseits leises Geigen und Flöten vernahm, dazu ein Singen und Jubeln, als ob da unter den Bäumen eine fröhliche Gesellschaft beim Tanz wäre. Und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wirklich, als er im Mondschein recht zuguckte, da sah er, daß die Zwergmännlein, die seit altersher dort im Berge hausen und den Berg ganz durchtrieben haben, auf dem Rasen ihre Kirchweih hielten, lustig sprangen und jauchzten und ihre Käpplein hoch über sich warfen und sie wieder fingen. Mit einmal hört der Jubel und die Musik auf, und lautes Wehklagen läßt sich hören, und steht einer drüben am Wasser — der muß wohl ihr Oberster oder König gewesen sein — und jammert laut: „Oh, mein Mützchen liegt im Wasser!" Da schwamm es wirklich, gerade auf den Schmied zu, der hatte ein gut bergisch Herz und tat ihm leid, daß die Kirmeß drüben so übel enden sollte, stapft also ins Wasser, fischt das Mützlein heraus und wirft es hinüber, dem Männlein grad vor die Füße. Das hebt es auf, tut einen Juchzer, und darauf hat Musik und Tanz wieder angefangen. Der Schmied aber ist zu seinem Hammer gegangen und hat die Blöcke, die er morgen aushämmern sollte, noch vor den Ofen gezogen.

Als er am andern Morgen in die Schmiede kam, da haben keine Blöcke vor dem Feuer gelegen, sondern genau so viel Stangen aus dem feinsten Stahl, als er aus den Blöcken in einer langen Woche hätte schmieden können, und der Fabrikant in Solingen hat ihm einen Groschen über den Preis dafür bezahlt und sein Geschmeide gar über die Schnur gelobt. Den andern Tag ist's mit den Blöcken, die er bereitgelegt hat, nicht anders gewesen, und so eins ums andere Mal, so daß er sich zuletzt wohl hat denken müssen, das sei ihm von dem Zwerglein geschehen, dem er sein Mützchen aus der Wupper gezogen hatte. Da ist der Schmied auch neugierig gewesen, und an einem Abend, als er wieder Blöcke vor den Ofen gezogen, hat er sich hinter den Kühltrog gelegt und gelauert. Nicht lange, da schlüpfte ein winzig Männlein in die Schmiede, das setzte sein Lämpchen auf den Essenrand und hatte sich sehr zu plagen, bis es den ersten Block ins Feuer und dann auf den Amboß brachte. Aber das Lustigste kam erst, als es aus seinem Schurzfell ein winziges Hämmerlein zog und damit an dem großen Block herumhantierte. Da hätte der Schmied wohl lachen mögen; aber als er sah, wie das Eisen sprühte, sich dehnte und streckte, als knete er weiches Wachs in den Händen, da verging ihm's Lachen, und er konnte nur staunen, wie ein Stab nach dem andern klirrend von dem Amboß fiel und nach dem ersten Block der zweite ins Feuer wanderte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und dann ebenso rasch und kunstgerecht gedehnt, geteilt und ausgeschmiedet wurde. Und nach dem zweiten der dritte, und es deuchte ihm noch keine Stunde, da waren alle an die Reihe gekommen, und die Stäbe lagen geschichtet und gerichtet auf dem Boden, das Männlein wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, nahm sein Licht und watschelte zur Tür hinaus.

Das ist zu viel Dank für einen kleinen Dienst, dachte der Schmied, und als er am andern Tag seine Ware zur Stadt brachte, ging er zum besten Schneider und bestellte ihm Hosen und Wams, „wie sie die Junker tragen", von Sammet und mit silbernen Schnüren, aber nicht größer als für ein dreijähriges Kind. Der Schneider mochte lachen über ein solches Ansinnen, so zahlte der Schmied doch mit harten Talern im voraus, und der Meister tat ihm seinen Willen. Es währte etliche Wochen, bis das Gewand fertig war, und in der Weil hatte der Schmied so viel Taler und Gulden für seinen Stahl gelöst, daß er schon als ein reicher Mann gelten konnte. Und da er's endlich mit heimbrachte, legte er's noch den gleichen Abend, rot und silberblank, auf den Amboß und duckte sich hinter den Kühltrog; denn er wollte doch sehen, ob dem Kleinen die Gabe auch gefalle. Der kam auch, wie gewohnt, um Mitternacht, stellte sein Lämpchen auf und schob mit Achzen den ersten Block ins Feuer. Dann trat er an den Amboß und fand, was ihm zugedacht war, strich mit den rußigen Händen über den seidigen Stoff, lachte von einem Ohr bis zum andern, daß der Schmied seine Zähne hätte zählen können, und brummte in den Bart:

„Wä ne ruade Rock hett as 'n Jonker,
brukt net mie te kloppen."

Damit warf es Hammer und Schurzfell in die Esse, schlüpfte in die Höschen, zog das Jäcklein über und ging hinaus, ohne auch nur den Block aus der Glut zu ziehen. Ist auch nicht mehr wiedergekommen, und der Schmied hätte seine Blöcke wieder selber teilen und strecken müssen, wenn er durch den Dank des Zwergleins nicht so viel erworben hätte, daß er sich Gesellen halten und als ein Meister leben konnte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Auszug der Zwerge

Als der Wiesdorfer Fährmann auf einen Abend zu Bett gehen wollte, pochte es an die Tür seiner Hütte; und da er das Fenster aufstieß, sah er draußen zwei Männlein stehen, die schienen ihm klein und kümmerlich und hatten die Kappen bis über die Nasen gezogen, daß er nur ihre weißen Bärte und langen Mäntel sah. Sie sagten ihm, wenn er morgen mit einer Fahrt so viel verdienen wolle als sonst in einem Jahr, solle er vor Sonnenaufgang die große Schalde klar halten. Dem Fährmann schien die Sache wunderlich; aber der versprochene Lohn klang ihm schon in der Tasche, und am andern Morgen hielt er mit der Schalde in den Weidenbüschen.

Da sah er auch schon die zwei Kleinen in ihren Kappen am Ufer stehen und hörte sie rufen, er möge schnell machen und anlegen; denn seine Gäste wären ungeduldig und wollten gern hinüber. Und als er die Fähre angelegt hatte und wartete, was sich wohl zeigen werde, kam es vom Deich herab mit Geigen, Pfeifen und anderm Getön, mit einem Trippeln und Stampfen wie von tausend Füßen und Hufen, mit Grunzen und Blöken, als zöge da ein ganzes Volk samt seinen Herden; aber es ließ sich nichts sehen. Bis die zwei Männlein auch in die Fähre traten und den Fährmann ermahnten, daß es Zeit zu fahren sei. Da stieß er die Stange in den Grund und schob das Fahrzeug vom Sande in den Strom. Als es aber im Wasser schwamm, da sah er erst, wie schwer es beladen war; denn das Bord lag nur wenige Fingerbreit über dem Wasser. Da mußte er seine ganze Kraft und Kunst aufwenden, um die Schalde ans andere Ufer zu bringen, und dachte mehr als einmal, das sei doch ein schlimmer Handel, auf den er sich da eingelassen habe, und ob Sankt Niklas, der Patron der Schiffer, ihm nicht verargen werde, daß er Geister über den Rhein führe, von denen er nicht wußte, ob sie gute oder böse wären.

Über solchen Sorgen hatte er des verheißnen Lohnes bald vergessen und war herzlich froh, als die Schalde sich drüben auf den Sand schob. Da wartete er noch eine gute Weile, bis die zwei Männlein sich anschickten, aus dem Schiff zu treten, und das eine zu ihm kam und ihm eine künstlich gehämmerte Nußschale darhielt, die sprang in seiner Hand auf wie eine Taschen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

uhr und war bis an den Rand gefüllt mit gelben Körnlein als wie mit Senfsamen. „Das ist dein wohlgezählter Lohn", sagte der Kleine, „ein Goldkorn für jedes Haupt, das du übergeführt hast." Damit traten sie beide aus dem Fahrzeug und schritten über den Sand hinauf, indes der Fährmann die Schalde wieder in den Strom führte. Und als er heimwärts ruderte, hörte er hinter sich die gleiche Musik über die Wiesen hinziehen. Doch sah er nichts als die dunkeln Mäntel und Kappen der beiden, die vom Rheine abwanderten und sich, samt dem wunderbaren Getön, in den Feldern verloren. Also mochte der Fährmann wohl erraten, wem er über den Rhein geholfen, und daß die Zwerge sich selber und ihre Tiere unter Nebelkappen verborgen hätten.

Daheim zog er wohl die Nuß aus dem Sack und fing an, die Körnlein zu zählen; es waren aber so viele, daß es ihm zu lang wurde. Und als er etliche Tage darauf nach Köln kam, ging er zu einem Goldschmied und zeigte ihm seinen Schatz. Der sagte ihm, es sei pures Gold, und zahlte ihm eine schwere Rolle blanker Taler dafür. Damit ging er fröhlich heim. — Seit jenem Tag hat man im Bergischen keine Zwerge mehr gesehen; aber niemand weiß, warum sie das schöne Land verlassen haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf